

btb

Buch

Dass Wissenschaft und Fantasie keine Gegensätze bilden müssen, dafür liefert der amerikanische Psychoanalytiker Irvin D. Yalom seit Jahren überzeugende Beweise. Seine Geschichten um psychische Grenzsituationen und deren Bewältigung haben in Deutschland eine riesige Fangemeinde. In dem neuen Buch erzählt er nicht nur von allzu menschlichen Neurosen seiner »Klienten«, sondern lässt seine Leser auch tief ins eigene Innere blicken. So beichtet er vom zwiespältigen Verhältnis zu seiner verstorbenen Mutter, die zeitlebens eine ungebildete Frau war, sich gleichwohl unermüdlich für ihre Familie einsetzte. »Die Reise mit Paula« wiederum führt zurück in die 70er Jahre, als in Amerika das Thema Sterben »so tabu war wie Pornografie«. Yalom ruft eine Art Selbsterfahrungsgruppe Todkranker ins Leben. In deren Zentrum steht Paula, die an Brustkrebs leidet. Ihre Energie und spirituelle Weltansicht beeindrucken Yalom tief und haben bis heute Spuren in seiner Arbeit hinterlassen.

Autor

Irvin D. Yalom ist Professor für Psychiatrie an der Stanford University. Seine Bücher »The Theory and Practice of Group Psychiatry« und »Inpatient Group Therapy« sind in den USA zu Klassikern geworden.

Irvin D. Yalom bei btb

Und Nietzsche weinte. Roman (72011)

Die rote Couch. Roman (72330)

Die Liebe und ihr Henker und andere Geschichten

aus der Psychotherapie (72378)

Irvin D. Yalom

Die Reise mit Paula

*Aus dem Amerikanischen
von Hans-Joachim Maass*

btb

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Momma and the Meaning of Life. Tales of Psychotherapy«
bei Basic Books, New York

Die Personen und Situationen in den ersten vier Erzählungen
sind in der Wirklichkeit verwurzelt, es wurden jedoch die Namen,
wesentliche Charakterzüge und gewisse Umstände verändert.
Die letzten beiden Erzählungen haben fiktionalen Charakter,
das heißt, jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Menschen wäre
rein zufällig.

Die Auszüge aus den Gedichten von Robert Frost beziehen sich auf:
»Come in« und »Home Burial« aus *The Poetry of Robert Frost*,
herausgegeben von Edward Conney Lathem, © 1942, © 1958 by
Robert Frost. © 1970 by Lesley Frost Ballantine. ©1950, 1959,
1969 by Henry Holt & Co., LLC. »Der Hauptfriedhof« aus: *Robert
Frost »Gesammelte Gedichte«*, © Kessler Verlag, Mannheim 1952,
in der Übersetzung von Eva Hesse.

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House.

4. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2000
Copyright © 1999 by Irvin D. Yalom
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000
by Wilhelm Goldmann Verlag in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Tony Stone Bilderwelten/Sanders
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
RK · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Made in Germany
ISBN 3-442-72640-9
www.btb-verlag.de

*Für Saul Spiro, Psychiater, Dichter, Künstler.
In Dankbarkeit für unsere vierzigjährige
Freundschaft – vierzig Jahre, in denen uns
viele gemeinsam war – das Leben, Bücher,
schöpferische Unternehmungslust und eine
unerschütterliche Skepsis, ob die ganze Chose
überhaupt einen Sinn hat.*

Danksagung

Meinen Dank an alle, die dieses Manuskript gelesen, dazu Vorschläge gemacht oder auf andere Weise entscheidend zu seiner endgültigen Form beigetragen haben: Sara Lippincott, David Spiegel, David Vann, Jo Ann Miller, Murray Bilmes, Ann Arvin, Ben Yalom, Bob Berger, Richard Fumosa und meine Schwester Jean Rose. Meiner Frau Marilyn bin ich auf vielfältigere Weise, als ich sagen kann, zu liebevollem Dank verpflichtet. Dank schulde ich auch meiner Lektorin Phoebe Hoss, die mich wie schon bei so vielen anderen Büchern auch diesmal gnadenlos dazu gedrängt hat, beim Schreiben das Beste aus mir herauszuholen.

Inhalt

Mama und der Sinn des Lebens.....	9
Die Reise mit Paula	25
Trost aus dem Süden	74
Trauer-Therapie: Sieben Lektionen zur Bewältigung von Leid	112
Doppelbelichtung.....	203
Der ungarische Katzenfluch.....	261
Nachwort.....	321

Mama und der Sinn des Lebens

Dämmerung. Vielleicht liege ich im Sterben. An meinem Bett unheimliche Gebilde: Monitore, die meinen Puls überwachen, Sauerstoffgeräte, tropfende Flaschen mit Infusionslösungen, zusammengerollte Plastikschläuche – die Eingeweide des Todes. Ich schließe die Augen und gleite in die Dunkelheit.

Doch dann bin ich mit einem Satz aus dem Bett, renne aus dem Krankenhaus und bin urplötzlich in dem hellen, sonnenbeschienenen Vergnügungspark von Glen Echo, wo ich vor Jahrzehnten viele Sommersonntage verbrachte. Ich höre Karussell-Musik. Ich atme den feuchten, karamellisierten Duft von klebrigem Popcorn und Äpfeln ein. Und ich gehe geradeaus weiter – ohne bei dem Stand mit dem gefrorenen Vanillepudding, der Achterbahn, die sich zwei Mal hinunterstürzt, oder dem Riesenrad innezuhalten –, um mich in der Warteschlange vor der Geisterbahn anzustellen. Nachdem ich meine Eintrittskarte bezahlt habe, warte ich, bis der nächste Wagen mit einem Ruck um die Ecke fährt und schep-pernd vor mir hält. Nachdem ich eingestiegen bin und den Sicherheitsbügel heruntergezogen habe, um mich sicher und gemütlich hinzusetzen, sehe ich mich ein letztes Mal um – und da, in einer kleinen Gruppe von Zuschauern, sehe ich sie.

Ich winke mit beiden Armen und rufe so laut, dass jeder es hören kann: »Mama! Mama!« In diesem Moment macht der Wagen einen Satz und kracht gegen die Doppeltür, die sich

öffnet und den Blick auf einen gähnenden schwarzen Schlund freigibt. Ich lehne mich so weit zurück, wie ich nur kann, und bevor ich von der Dunkelheit verschluckt werde, rufe ich erneut: »Mama! Zufrieden, Mama? Zufrieden mit mir?«

Selbst als ich den Kopf vom Kissen hebe und den Traum abzuschütteln versuche, klumpen sich die Worte in der Kehle zusammen: »Zufrieden, Mama? Mama, zufrieden?«

Aber Mama liegt zwei Meter unter der Erde. Seit zehn Jahren mausetot in einem einfachen Fichtenholzsarg auf einem Friedhof am Anacostia River außerhalb von Washington D.C. Was ist von ihr übrig? Wahrscheinlich nur Knochen. Ohne Zweifel haben die Mikroben jeden Fetzen Fleisch entfernt. Vielleicht sind noch ein paar dünne graue Haarsträhnen übrig – vielleicht kleben noch ein paar glitzernde Knorpelstreifen an den Enden größerer Knochen, des Oberschenkelknochens und des Schienbeins. Und, natürlich, der Ring. Irgendwo im Knochenstaub versteckt muss noch der dünne filigrane silberne Hochzeitsring sein, den mein Vater kurz nach ihrer Ankunft in New York in der Hester Street gekauft hatte, nachdem sie im Zwischendeck von dem eine halbe Welt entfernten russischen Shtetl hergekommen waren.

Ja, lange vorbei. Zehn Jahre. Abgekratzt und verwest. Nichts als Haar, Knorpel, Knochen und ein filigraner silberner Ehering. Und ihr Bild, das in meinen Erinnerungen und Träumen lauert.

Warum winke ich Mama in meinem Traum zu? Ich habe schon vor Jahren mit dem Winken aufgehört. Wie vielen? Vielleicht vor Jahrzehnten schon. Vielleicht war es jener Nachmittag vor mehr als einem halben Jahrhundert, als ich acht war und sie mit mir ins Sylvan ging, das Flohkino, das beim Laden meines Vaters um die Ecke lag. Obwohl es viele leere Plätze gab, ließ sie sich neben einem der Schläger des Viertels hinplumpsen, einem Jungen, der ein Jahr älter war als ich. »Dieser Platz ist besetzt, Lady«, knurrte er.

»Ja, ja! Besetzt!«, gab meine Mutter verächtlich zurück, als sie es sich bequem machte. »Der hält Plätze frei, dieses Großmaul!«, verkündete sie jedem, der in der Nähe saß.

Ich versuchte, mich in dem kastanienbraunen Samtpolster unsichtbar zu machen. Später, in dem abgedunkelten Kino, nahm ich meinen Mut zusammen und drehte langsam den Kopf. Da war er und saß jetzt ein paar Reihen weiter hinten neben seinem Freund. Kein Irrtum möglich, sie funkelten mich böse an und zeigten auf mich. Einer von ihnen schüttelte die Faust und formte mit den Lippen die Worte: »Warte nur!«

Mama hatte damit das Sylvan-Kino für mich ruiniert. Es war jetzt feindliches Territorium. Gesperrt, zumindest bei Tageslicht. Wenn ich bei den Fortsetzungsfilmern am Sonnabend auf dem Laufenden bleiben wollte – *Buck Rogers, Batman, The Green Hornet, The Phantom* –, durfte ich erst rein, wenn der Film schon angefangen hatte, musste meinen Platz in der letzten Reihe des Kinos im Dunkeln einnehmen, möglichst nahe an einem Notausgang und schnell verschwinden, kurz bevor die Lichter wieder angingen. In meinem Viertel hatte nichts höhere Priorität als das Bemühen, *nicht zusammengeschlagen zu werden*, denn das war eine größere Katastrophe. Ein Fausthieb – nicht schwer, sich das vorzustellen: Ein Schlag aufs Kinn, und das war's dann. Faustschläge, Ohrfeigen, Fußtritte, Messerstiche ebenso. Aber *zusammengeslagen zu werden* – *O mein Gott*. Wo endet das? Was bleibt von einem übrig? Man ist aus dem Rennen und trägt für immer das Etikett »Man hat mich zusammengeschlagen« mit sich herum.

Und dass ich Mama zugewinkt habe? Warum sollte ich ihr jetzt wohl zuwinken, wo ich Jahr für Jahr mit ihr in einem Zustand ungebrochener Animosität gelebt habe? Sie war eitel, herrisch, aufdringlich, misstrauisch, boshaft, höchst starrsinnig und abgrundtief unwissend (aber intelligent – sogar ich konnte das sehen). Ich kann mich nicht erinnern, jemals, auch

nur einmal, mit ihr einen warmherzigen Moment erlebt zu haben.

Niemals, kein einziges Mal, empfand ich so etwas wie Stolz auf sie oder dachte, wie froh ich bin, dass sie meine Mama ist. Sie hatte eine giftige Zunge und ein boshafes Wort für jeden – mit Ausnahme meines Vaters und seiner Schwester.

Ich liebte meine Tante Hannah, die Schwester meines Vaters: ihre Sanftheit, ihre unfehlbare Herzenswärme, ihre in geräucherte knusprige Wurstscheiben gewickelten Grillwürstchen, ihren unvergleichlichen Strudel (dessen Rezept für mich auf ewig verloren ist, da ihr Sohn nicht damit herausrücken will – aber das ist eine andere Geschichte). An Sonntagen liebte ich Hannah am meisten. Sonntags war ihr Delikatessenladen in der Nähe der Marinewerft von Washington geschlossen, und da stellte sie den Spielautomaten auf Freispiele und ließ mich stundenlang spielen. Sie erhob nie Einwände, wenn ich kleine Papierstapel unter die Vorderbeine des Automaten schob, um das Rollen der Kugel zu verlangsamen, um so leichter mehr Punkte zu erzielen. Meine grenzenlose Liebe zu Hannah brachte meine Mama immer in Wut und löste boshafte Attacken auf ihre Schwägerin aus. Zu Hannah leierte Mama immer die gleiche Litanei herunter: Hannahs Armut, ihre Abneigung gegen die Arbeit im Laden, ihr unterentwickelter Geschäftssinn, ihr Trottel von Ehemann, ihr Mangel an Stolz und ihre Bereitwilligkeit, jede Art von Almosen anzunehmen.

Mamas Sprechweise war schauerlich, Englisch sprach sie mit einem starken Akzent, und es war mit jiddischen Redensarten gespickt. Sie kam an Elterntagen nie in die Schule und nutzte auch nie die Lehrersprechstunden. Gott sei Dank! Schon beim bloßen Gedanken daran, ich sollte ihr meine Freunde vorstellen, krampfte sich mir alles zusammen. Ich stritt mit Mama, forderte sie heraus, brüllte sie an, ging ihr aus dem Weg, um schließlich als Jugendlicher überhaupt nicht mehr mit ihr zu sprechen.

Das große Rätsel meiner Kindheit war: Wie hält Daddy es mit ihr aus? Ich erinnere mich an wundervolle Augenblicke, wenn er und ich an einem Sonntagmorgen Schach spielten und er fröhlich zu Schallplatten mit russischer oder jüdischer Musik sang. Dabei wiegte er den Kopf im Takt der Musik. Früher oder später wurde die Morgenluft von Mamas Stimme erschüttert, die von oben her kreischte: »*Gevalt, Gevalt*, genug! *Weh ist mir*, Schluss mit der Musik, Schluss mit dem Lärm!« Mein Vater stand ohne ein Wort auf, stellte das Grammophon ab und setzte unser Schachspiel schweigend fort. Wie oft betete ich, bitte, Dad, bitte, nur dieses eine Mal, hau ihr eine runter!

Also wozu winken? Und wozu am Ende meines Lebens fragen: »Zufrieden, Mama?« Kann es sein – und die Möglichkeit erschüttert mich –, dass ich mein ganzes Leben mit dieser beklagenswerten Frau als wichtige Zuhörerin verbracht habe? Mein ganzes Leben lang habe ich mich bemüht, meiner Vergangenheit um jeden Preis zu entkommen – dem Shtetl, dem Zwischendeck, dem Getto, dem Gebetsschal, dem Singsang, dem schwarzen Kaftan, dem Lebensmittelladen. Mein Leben lang habe ich mich um Befreiung und Wachstum bemüht. Kann es sein, dass ich weder meiner Vergangenheit noch meiner Mutter entkommen bin?

Diejenigen Freunde, die liebevolle und reizende Mütter hatten, die immer für sie da waren – wie ich sie beneide. Und wie merkwürdig, dass sie sich ihren Müttern nicht verpflichtet fühlen und sie nicht oft anrufen, besuchen, von ihnen träumen oder auch nur an sie denken. Während ich mir meine Mutter jeden Tag mehrmals aus dem Kopf scheuchen muss und selbst jetzt noch, zehn Jahre nach ihrem Tod, oft aus Reflex nach einem Telefon greife, um sie anzurufen.

Oh, intellektuell kann ich das alles nachvollziehen. Ich habe über das Phänomen Vorträge gehalten. Ich erkläre meinen Patienten, dass es vernachlässigten Kindern oft schwer fällt, sich von ihren gestörten Familien zu lösen, während es anderer-

seits Kinder gibt, die sich guten, liebevollen Eltern entfremden, mit denen es weit weniger Konflikte gab. Besteht die Aufgabe guter Eltern letztlich nicht darin, das Kind in die Lage zu versetzen, das Elternhaus zu verlassen und auf eigenen Beinen zu stehen?

Ich verstehe es, aber es gefällt mir nicht. Ich mag es nicht, dass meine Mutter mich jeden Tag besucht. Ich hasse es, dass sie sich so geschickt in die Zwischenräume meiner Gehirnwindungen hineingeschmuggelt hat, dass ich sie nicht ausrotten kann. Und mehr als alles andere hasse ich, dass ich mich am Ende meines Lebens gezwungen fühle zu fragen:

»Zufrieden, Mama?«

Ich denke an den üppig gepolsterten Sessel in ihrem Altersheim in Washington, D.C. Er versperrte zum Teil den Eingang zu ihrer Wohnung und war von Beistelltischen flankiert, auf denen die von mir geschriebenen Bücher gestapelt lagen, von jedem mindestens eins, manchmal mehrere. Bei mehr als einem Dutzend Büchern und weiteren zwei Dutzend fremdsprachiger Ausgaben gerieten die Bücherstapel gefährlich ins Wanken. Ich stellte mir oft vor, dass nur noch ein mittelpächtiger Erdstoß nötig wäre, um sie bis zur Nase unter den Büchern ihres einzigen Sohnes zu begraben.

Wann immer ich sie besuchte, fand ich sie in diesem Sessel postiert, mit zwei oder drei meiner Bücher auf dem Schoß. Sie wog sie in der Hand, roch daran, streichelte sie – alles, nur lesen tat sie sie nicht. Sie war zu blind. Aber schon bevor ihr Sehvermögen nachließ, hätte sie sie nicht verstehen können: Ihre einzige Schulbildung hatte sie beim Staatsbürgerkundeunterricht genossen, der eine Voraussetzung dafür war, dass sie die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt.

Ich bin Schriftsteller. Und Mama kann nicht lesen. Trotzdem wende ich mich an sie, um ein Urteil über mein Lebenswerk zu erhalten. Das wie beurteilt werden soll? Am Geruch oder dem schieren Gewicht meiner Bücher? An der Gestaltung der Schutzumschläge, die sich anfühlen, als wären sie

mit glattem Fett bestrichen oder mit Teflon beschichtet? Von meinen sorgfältigen Recherchen, meinen Inspirationschüben, meiner anspruchsvollen Suche nach dem korrekten Gedanken, dem flüchtigen, eleganten Satz: Von diesen Dingen hat sie nie etwas gewusst.

Der Sinn des Lebens? Der Sinn *meines* Lebens. Gerade die auf Mamas Tisch gestapelten und gefährlich schwankenden Bücher enthalten anspruchsvolle Antworten auf solche Fragen. »Wir sind sinnsuchende Geschöpfe« schrieb ich, »die sich der Unannehmlichkeit stellen müssen, in ein Universum geschleudert zu werden, das an sich keinen Sinn hat.« Um dann dem Nihilismus zu entgehen, erklärte ich, müssten wir uns eine zweifache Aufgabe vornehmen. Erstens müssten wir etwas erfinden oder entdecken, was ein Leben bedeute und tragfähig genug sei, ein Leben zu stützen. Als Nächstes müssten wir uns vorstellen, wir hätten dieses dem Leben einen Sinn gebende Vorhaben nicht erfunden, sondern entdeckt – dass es ein unabhängiges Eigenleben hat.

Obwohl ich mir den Anschein gebe, als akzeptierte ich ohne Bewertung die Lösung jedes Menschen, teile ich sie insgeheim in Bronze, Silber und Gold ein. Manche Menschen werden von einer Vision rachsüchtigen Triumphs durchs Leben getrieben; andere, in Verzweiflung gehüllte Menschen, hantiert nur von Frieden, Distanz und Freiheit von Schmerz; wieder andere weihen ihr Leben dem Erfolg, dem Reichtum, der Macht und der Wahrheit; andere suchen nach Möglichkeiten, über sich hinauszuwachsen, und vertiefen sich in eine Sache oder ein anderes Wesen – einen geliebten Menschen oder ein göttliches Wesen; wieder andere finden ihren Sinn in einem dienenden Leben, in Selbstverwirklichung oder in schöpferischem Ausdruck.

Wir brauchen die Kunst, sagte Nietzsche, um nicht an der Wahrheit zu zerbrechen. Daher halte ich die Kreativität für den goldenen Weg und habe mein ganzes Leben, alle meine Erfahrungen, alle meine Vorstellungen in eine Art schwelen-

den inneren Komposthaufen verwandelt, aus dem ich von Zeit zu Zeit etwas Neues und Schönes zu gestalten versuche.

Doch mein Traum sagt das Gegenteil. Er behauptet, ich hätte mein Leben einem ganz anderen Ziel geweiht – die Anerkennung meiner toten Mama zu gewinnen.

Diese Traum-Anschuldigung hat Macht: Zu viel Macht, um sie zu ignorieren. Und sie ist zu verstörend, um sie zu vergessen. Doch ich habe gelernt, dass Träume weder unergründlich noch unwandelbar sind. Die meiste Zeit meines Lebens bin ich ein Mensch gewesen, der mit Träumen hantiert. Ich habe gelernt, Träume zu zähmen, sie auseinander zu nehmen, sie zusammenzusetzen. Ich weiß, wie man aus Träumen Geheimnisse ausquetscht.

Und so lasse ich den Kopf wieder auf mein Kopfkissen fallen, lasse mich treiben und spule den Traum zurück zu dem Wagen in der Geisterbahn.

Der Wagen hält mit einem Ruck an und lässt mich gegen den Sicherheitsriegel knallen. Einen Augenblick später wechselt der Wagen die Richtung und fährt langsam rückwärts durch die Schwingtür, wieder hinaus in das Sonnenlicht von Glen Echo.

»Mama, Mama!«, rufe ich und winke mit beiden Armen.
»Zufrieden?«

Sie hört mich. Ich sehe, wie sie sich ihren Weg durch die Menge bahnt und links und rechts Menschen zur Seite schleudert. »Oyvin, was für eine Frage«, sagt sie, löst den Schutzriegel und zieht mich aus dem Wagen.

Ich sehe sie an. Sie scheint fünfzig oder sechzig zu sein, eine starke und stämmige Frau, und trägt mühelos eine überquellende bestickte Einkaufstasche mit einem Holzgriff. Sie ist reizlos, weiß es aber nicht, und geht mit erhobenem Kinn, als wäre sie schön. Ich bemerke die vertrauten Fleischfalten, die von ihrem Oberarm herabhängen, und die direkt über den Knien straff gezogenen und fest gebundenen Strümpfe. Sie

gibt mir einen dicken nassen Kuss. Ich täusche Zuneigung vor.

»Und ob ich das bin. Wer könnte mehr verlangen? All diese Bücher. Du hast mich stolz gemacht. Wenn nur dein Vater es noch sehen könnte.«

»Was meinst du damit, Mama? Woher willst du das wissen? Du kannst nicht lesen, was ich geschrieben habe – mit deinen schlechten Augen, meine ich.«

»Ich weiß, was ich weiß. Sieh dir diese Bücher an.« Sie öffnet die Einkaufstasche, zieht zwei Bücher heraus und beginnt sie zärtlich zu streicheln. »Große Bücher. Schöne Bücher.«

Ihr Herumfingern an meinen Büchern entnervt mich. »Es kommt darauf an, was *in* den Büchern steht. Vielleicht enthalten sie nur Unsinn.«

»Oyvin, red keine *narrishkeit*. Schöne Bücher!«

»Trägst du sogar in Glen Echo immerzu diese Tasche mit Büchern mit dir herum, Mama? Du machst ein Heiligtum aus ihnen. Meinst du nicht . . .«

»Jeder weiß von dir. Die ganze Welt. Meine Friseurin sagt mir, dass ihre Tochter deine Bücher in der Schule studiert.«

»Deine Friseurin? Soll das der Qualitätstest sein?«

»Jeder. Ich erzähle es jedem. Warum sollte ich nicht?«

»Mama, hast du nichts Besseres zu tun? Wie wär's, wenn du deinen Sonntag mit deinen Freunden verbringst, mit Hannah, Gertie, Luba, Dorothy, Sam, deinem Bruder Simon? Was willst du überhaupt hier in Glen Echo?«

»Schämst du dich, weil ich hier bin? Du hast dich immer geschämt. Wo sollte ich sonst sein?«

»Ich meine nur, dass wir beide erwachsen sind. Ich bin mehr als sechzig Jahre alt. Vielleicht ist es an der Zeit, dass jeder von uns seine eigenen privaten Träume hat.«

»Hast dich immer meiner geschämt.«

»Das habe ich nicht gesagt. Du hörst mir nicht zu.«

»Hast mich immer für dumm gehalten. Hast immer geglaubt, ich verstünde nichts.«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich habe immer gesagt, dass du nicht alles weißt. Es ist nur die Art und Weise, wie du – wie du...«

»Wie ich was? Na los doch, sprich weiter. Du hast angefangen – sag es – ich weiß, was du sagen willst.«

»Was werde ich sagen?«

»Nein, Oyvin, *du* sagst es. Wenn ich es dir sage, wirst du es ändern.«

»Es ist die Art, wie du mir nicht zuhörst. Die Art, wie du von Dingen sprichst, von denen du nichts weißt.«

»Dir zuhören? Ich höre *dir* nicht zu? Sag mir, Oyvin, hörst du mir zu? Weißt du etwas von mir?«

»Du hast Recht, Mama. Keiner von uns ist für den anderen ein guter Zuhörer gewesen.«

»Auf mich trifft das nicht zu, Oyvin, ich habe gut zugehört. Ich habe jeden Abend der Stille gelauscht, wenn ich aus dem Laden nach Hause kam und du es nicht nötig hast, von deinem Arbeitszimmer zu mir nach oben zu kommen. Du sagst nicht mal hallo. Du fragst mich nicht, ob ich einen harten Tag hinter mir habe. Wie sollte ich dir zuhören, wenn du nicht mit mir sprichst?«

»Etwas hat mich davon abgehalten; es war eine solche Mauer zwischen uns.«

»Eine Mauer? Nett, so was zu deiner Mutter zu sagen. Eine Mauer. Habe ich sie gebaut?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich habe nur gesagt, dass da eine Mauer war. Ich weiß, dass ich mich von dir zurückgezogen habe. Warum? Woher soll ich das jetzt noch wissen? Das ist fünfzig Jahre her, Mama, aber alles, was du zu mir sagtest, war für mein Gefühl so etwas wie eine Rüge.«

»Wos? Lüge?«

»Ich meine Kritik. Ich musste mich von deiner Kritik fern halten. In jenen Jahren war mir auch so schon unwohl genug in meiner Haut, und noch mehr Kritik brauchte ich nicht.«

»Weswegen hast du dich unwohl gefühlt? Alle diese Jahre –

Daddy und ich haben im Laden gearbeitet, damit du studieren kannst. Bis Mitternacht. Und wie oft hast du angerufen, damit ich dir etwas mitbringe? Bleistifte oder Papier. Erinnerst du dich an Al? Er hat im Wein- und Schnapsgeschäft gearbeitet. Der Mann, dem man bei einem Raubüberfall das Gesicht zerschnitten hat?«

»Natürlich erinnere ich mich an Al, Mama. An die Narbe auf der Nase, die von oben nach unten verlief.«

»Nun, Al nahm ab und brüllte quer durch den vollen Laden: ›Es ist der König! Der König ruft an! Soll der König sich doch selber seine Bleistifte kaufen. Der König könnte etwas Bewegung gebrauchen.« Al war eifersüchtig; seine Eltern schenkten ihm nichts. Ich habe damals nicht auf das geachtet, was er sagte. Aber Al hatte Recht; ich habe dich wie einen König behandelt. Wann immer du anriefst, ob am Tag oder nachts, ließ ich Daddy mit einem Laden voller Kunden stehen und rannte den Block hinunter zu Menschs Billigladen. Briefmarken brauchtest du auch. Und Notizbücher und Tinte. Und Kugelschreiber. All deine Kleider mit Tinte verschmiert. Wie ein König. Keine Kritik.«

»Ma, wir sprechen jetzt miteinander. Und das ist gut. Wir wollen uns nicht gegenseitig beschuldigen. Wir sollten Verständnis füreinander aufbringen. Sagen wir einfach, dass ich mich kritisiert *fühlte*. Ich weiß, dass du zu anderen gute Dinge über mich gesagt hast. Du hast mit mir geprahlt. Aber du hast es nie zu mir gesagt. Nicht ins Gesicht.«

»Es war gar nicht so leicht, damals mit dir zu sprechen, Oyvin. Und nicht nur für mich, für jeden. Du wusstest alles. Du hattest alles gelesen. Vielleicht fürchteten sich die Menschen ein wenig vor dir. Ich vielleicht auch. Wer weiß? Aber eins will ich dir sagen, Oyvin, mir ist es schlimmer ergangen als dir. Erstens hast auch du nie etwas Nettes über mich gesagt. Ich hielt das Haus in Ordnung; ich kochte für dich. Zwanzig Jahre lang hast du mein Essen gegessen. Es schmeckte dir, das weiß ich. Woher ich das wusste? Weil

die Teller und Töpfe immer leer waren. Aber gesagt hast du es mir nie. Nicht einmal in deinem Leben. Oder? Einmal in deinem Leben?»

Ich schämte mich und konnte nur den Kopf neigen.

»Zweitens wusste ich, dass du hinter meinem Rücken nichts Nettes über mich sagtest – wenigstens hattest *du* das, Oyvin, denn du wusstest, dass ich hinter deinem Rücken bei anderen mit dir prahlte. Aber ich wusste, dass du dich meiner schämtest. Du hast dich immer meiner geschämt – ob direkt vor mir und hinter meinem Rücken. Du schämtest dich meines Englischs, meines Akzents. Du schämtest dich wegen allem, was ich nicht wusste. Und der Dinge, die ich falsch sagte. Ich hörte, wie du und deine Freunde euch über mich lustig machtet – Julie, Shelly, Jerry. Ich habe alles gehört. Was sagst du dazu?»

Ich senke den Kopf noch mehr. »Dir ist nie was entgangen, Mama.«

»Wie hätte ich etwas von dem wissen sollen, was in deinen Büchern steht? Wenn ich eine Chance gehabt hätte, wenn ich eine Schule hätte besuchen können, was hätte ich mit meinem Kopf machen können, mit meinem *Sechel!** In Russland, im Shtetl, konnte ich nicht zur Schule gehen – nur die Jungen.«

»Ich weiß, Mama, ich weiß. Ich weiß, dass du dich in der Schule genauso gut gemacht hättest wie ich, wenn du die Chance dazu gehabt hättest.«

»Ich bin mit meiner Mutter und meinem Vater von Bord des Schiffes gegangen. Ich war erst zwanzig. Sechs Tage in der Woche musste ich in einer Textilfabrik arbeiten. Zwölf Stunden am Tag. Von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends. Manchmal bis acht. Und zwei Stunden vorher, um fünf Uhr morgens, musste ich meinen Vater zu seinem Zeitungsstand neben dem U-Bahn-Eingang bringen und ihm dabei helfen, die Zeitungen auszupacken. Meine Brüder haben nie gehol-

* *Sechel* – jidd. = Verstand (Anmerkung des Übersetzers).

fen. Simon besuchte Buchhaltungskurse. Hymie fuhr ein Taxi – kam nie nach Hause, schickte nie Geld. Und dann habe ich Daddy geheiratet und bin nach Washington gezogen, und bis ich alt war, habe ich mit ihm zwölf Stunden am Tag im Laden an seiner Seite gearbeitet und das Haus sauber gemacht und auch noch gekocht. Und dann bekam ich Jean, die mir nicht eine Minute Kummer gemacht hat. Und dann bekam ich dich. Und du warst nicht einfach. Und ich habe nie aufgehört zu arbeiten. Du hast mich doch gesehen! Du weißt es doch! Du hast gehört, wie ich treppauf und treppab gelaufen bin. Lüge ich etwa?«

»Ich weiß, Mama.«

»Und in all diesen Jahren habe ich Bubba und Zeyda unterstützt, solange sie lebten. Sie hatten nichts – die paar Pennys, die mein Vater mit dem Zeitungsstand machte. Später haben wir für ihn einen Süßigkeitenladen aufgemacht, aber er konnte nicht arbeiten – die Männer mussten beten. Du erinnerst dich an Zeyda?«

Ich nicke. »Ich erinnere mich schwach, Mama.« Ich musste vier oder fünf gewesen sein... Eine säuerlich riechende Mietskaserne in der Bronx... Warf Brotkrümel und zusammengeknüllte Stanniolkugeln fünf Stockwerke runter zu den Hühnern auf dem Innenhof... Mein Großvater, ganz in Schwarz und mit hoher schwarzer Jarmulke und mit wildem weißen Bart, der voller Bratensoße war, hatte Arme und Stirn in schwarze Schnüre gewickelt und murmelte Gebete. Wir konnten uns nicht miteinander unterhalten – er sprach nur Jiddisch –, aber er kniff mich hart in die Wange. Alle anderen – Bubba, Mama, Tante Lena – arbeiteten, rannten den ganzen Tag treppauf und treppab, um im Laden ein- und auszupacken, um zu kochen, die Hühnchen zu rupfen, die Fische zu schuppen und Staub zu wischen. Aber Zeyda rührte keinen Finger. Saß nur da und las. Wie ein König.

»Jeden Monat«, fährt Mama fort, »fuhr ich mit der Bahn nach New York und brachte ihnen etwas zu essen und Geld.

Und als Bubba später im Pflegeheim war, bezahlte ich dafür und besuchte sie alle zwei Wochen – du erinnerst dich, ich hab dich manchmal mitgenommen. Wer sonst in der Familie hat geholfen? Niemand! Dein Onkel Simon tauchte alle paar Monate auf und brachte ihr eine Flasche 7 Up mit, und bei meinem nächsten Besuch hörte ich nur etwas von dem wundervollen 7 Up von Onkel Simon. Selbst als sie schon blind war, lag sie da und hielt nur die leere 7 Up-Flasche in der Hand. Und ich habe nicht nur Bubba geholfen, sondern auch jedem anderen in der Familie – meinen Brüdern Simon und Hymie, meiner Schwester Lena, Tante Hannah, deinem Onkel Abe, diesem Grünschnabel, den ich aus Russland mitbrachte – alle, die ganze Familie, haben von diesem schmutzigen kleinen Lebensmittelladen gelebt. Niemand hat mir je geholfen! Und niemand hat mir je gedankt.«

Ich hole sehr tief Luft und bringe die Worte hervor: »Ich danke dir, Mama. Ich danke dir.«

Es ist gar nicht so schwer. Warum habe ich fünfzig Jahre dazu gebraucht? Ich nehme ihren Arm, vielleicht zum ersten Mal. Der fleischige Teil gleich über dem Ellbogen. Er fühlt sich weich und warm an, etwa so wie ihr warmer *Kichel*-Teig kurz vor dem Backen. »Ich erinnere mich, wie du Jean und mir von Onkel Simons 7 Up erzählt hast. Das muss hart gewesen sein.«

»Hart? Hast du eine Ahnung. Manchmal trank er sein 7 Up mit einem Stück von meinem *kichel* – du weißt, was für eine Arbeit es ist, *kichel* zu machen –, und sie spricht von nichts anderem als von dem 7 Up.«

»Es tut gut zu sprechen, Mama. Es ist das erste Mal. Vielleicht habe ich es mir immer gewünscht, und vielleicht ist das der Grund, weshalb du mir nicht aus dem Kopf gehst und ich immer von dir träume. Vielleicht wird es jetzt anders sein.«

»Wie anders?«

»Nun, ich werde mehr ich selbst sein können – eher für die Ziele und Dinge leben können, die mir etwas bedeuten.«